

II. Jahrgang.  
No. 40

10. Kriegsnummer

1. Oktober 1914.  
Einzelpreis 10 Pfg.

# Das Illustrierte Blatt

Verlag der frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

## Der Kriegsjunge.



Der erste Besuch beim Vater im Krankenhaus.

Phot. G. Brühl, Berlin-Gröbenau.

Umfang: 16 Seiten.

Aus Feld- und Lagerleben.

Spezialaufnahmen für das „Illustrierte Blatt“.



Manen im Anmarsch.



Ein irischer Morgentruuf für den Großherzog von Hessen. (Der Großherzog rechts am Zaun.)

Paris amüsiert sich weiter . . . .

Luigi Barzini, der Kriegsberichterstatter des Mailänder "Corriere" hat nach längerer Pause seinem Blatt wieder einen Kriegsbericht schicken können. Seine neueste Schilderung ist "Paris in Erwartung der Preußen" überschrieben; er entwirft darin wohlgelungene Federzeichnungen von dem uns unbegreiflichen Verhalten der Pariser, und einige seiner Bilder, die deutschen Flieger über Paris betreffend, mögen hier wiedergegeben werden.

Zeit einigen Tagen hat man keine Taube über Paris gesehen, und die Menge, die das regelmäßige Schauspiel vergeblich erwartet hat, ist enttäuscht. Diese deutschen Tauben sind zwar eine Gefahr, aber auch ein Schauspiel. Der Pariser ist immer bereit, etwas aufs Spiel zu setzen, wenn er einem fesselnden Schauspiel beiwohnen kann. Unerwartete Abenteuer erschüttern oder erschrecken ihn nicht, das Unvorhergesehene dagegen macht tiefen Eindruck. Es gehört bei ihm nicht viel dazu, die Wogen der Erregung oder der Gefühle maßlos aufzuwühlen. Wenn er nicht weiß, was los ist, fabuliert er von ungeheuren Katastrophen, aber alles erscheint ihm als nichts, wenn er es vorher weiß. So hat auch das erste deutsche Flugzeug über Paris die Einwohner der Lichtstadt erschreckt, das zweite hat sie gefesselt und das Dritte war bereits eine Zerstreuung. Alles ist Gewohnheit!

Mit deutscher Pünkt-

lichkeit zeichnet sich um 1/6 am Pariser Himmel der Umriß einer deutschen Taube ab; diese Zeit ist für die Pariser daher ihre Taubenzeit, und der Pariser redet von der 5 Uhr-Taube wie sonst vom 5 Uhr-Tea, übrigens in englischer Sprache.

Um 5 Uhr werden die freien Plätze der Stadt belebt, und alle Köpfe recken sich in die Höhe. Unternehmungslustige Leute sind darauf verfallen, aus der tödlichen Taube ihren Nutzen zu schlagen, und es sind ein paar neue Berufe entstanden. Auf den ruhigen Nordhängen

des Montmartre vermietet man Sitzplätze, von denen aus man den Flug der deutschen Tauben bequem verfolgen kann. Auf den Straßen verkaufen die Händler Abbildungen der deutschen Tauben, und ganz ausgewogene Leute laufen zwischen den Neugierigen herum und fragen: Opertolas gefällig? Sie müssen damit ganz gute Geschäfte machen, denn alles reißt sich um die Opertogläser, um die Flugzeuge genau betrachten zu können.

Nicht nur auf dem Montmartre, nein auf allen freien

Plätzen von Paris drängen sich um 5 1/2 Uhr die Menschenmassen zusammen, um die "Tauben" (der Pariser sagt verächtlich hochdeutsch, ohne übrigens zu wissen, was dieses hinkelnagelneue Wort eigentlich bedeutet, oder verstimmelte Taube zu tanze (Maulwurf) zu betrachten. Niemand denkt daran, daß er durch die Bombenwürfe getroffen werden könnte, niemand hat Furcht, alle sind neugierig. Da steht vielleicht einer im glücklichen Besitze seines Opertoglasses. Nach kurzer Betrachtung des Flugzeuges erklärt er: "Es ist gepanzert", und die Leute mit unbewaffnetem Auge strengen nun ihre Schwefelzeuge an, um diese Angabe selbst bestätigen zu können. Höchlich mollig es irgendwo: erst ein Schuß, dann zehn Schüsse, dann hundert. Es ist, als ob ein förmlicher Angelregen losginge. Freilich sieht man die Schützen meistens nicht, denn sie stehen auf Dächern, aber die Hauptsache ist, daß es überhaupt knallt, denn das bedeutet den Höhepunkt der "Vorführung" . . .



Phot. G. Penninghoven. Berlin-Friedenau.

Auf der Flucht.

Was uns der Feind genommen,  
war mehr als Gold und Gut:  
Wir sind vom Grab gekommen,  
drin un're Heimat ruht.

Das Haus, das uns geboren,  
zerbarst in Feuersglut,  
Das Vieh liegt an den Toren  
erstarrt in seinem Blut.

Nun laufen unsre Tränen,  
dieweil der Wagen knarrt —  
Fluch russischen Händen,  
Fluch dieser Mörderart!

Doch sind wir nicht Zerdrückte,  
weil wir Getret'ne sind —  
Das Wort, das uns entrückte,  
sprang auf wie Sturmeswind.

Sieg! sprach die Donnerweise  
Tod! klang's dem russ'schen Schurf' —  
Wir beten abends leise:  
Gott, Gott! und — Hindenburg. . .  
M. G.



Früherer französischer "Besuch" im deutschen Lager.



Offiziere in Erwartung des Aufbruchs.

# In Feindesland.

Vom französisch-belgischen Kriegsschauplatz.



Beim Studium der Karte.



Feldküchen-Sofa.



Befehlsausgabe.

Die Kriegsbilder unserer Nummer, die sämtlich auf den belgisch-französischen Kampfplätzen aufgenommen sind, geben eine treffliche Anschauung von dem Leben und Treiben da draußen, von den schweren Kämpfen und den Schrecknissen des Krieges. Rittmeister von P., der die Aufnahmen gemacht hat, stellt uns auch die folgende kleine Skizze zur Verfügung, die in ihrer knappen Art eine Fülle von Einzelheiten und Bildern zeichnet und gerade wegen ihrer gedrängten Kürze sehr eindrucksvoll ist. Sie enthält auch einen kurzen Bericht über den Tod des Generals Scherbening, dessen Bild wir in der vorigen Nummer brachten.

Bitry le français, 10. September.

Wir hatten westlichen Kurs eingenommen. Das rechte Flügellcorps der kaiserlichen Armee verlangte Unterstützung; wir gehen nun wieder südwärts.

Ich hatte Staffelfehle die Nacht zu überbringen und kam um 5.30 nachmittags nach Hause, wo bereits die Pferde des Generalkommandos zum Abmarsch bereit standen. Die helle Vollmondscheibe begann sich zu verfärben. Eine herrliche Morgensonne zeigt uns den Weg. In der Nacht noch waren die Nachhuttruppen des zurückgehenden Feindes bereits wieder festgehalten worden durch vereinzelt Feuer und so mußte es an der M. . . . zu ersten Auseinandersetzungen kommen. Mir war gesagt: Fahren Sie mit der Autostaffel bis B. . . ., das Generalkommando verbleibt auf der Angriffsstraße nördlich des Ortes. Auf den Anfahrtsstraßen Artillerie und Infanteriekolonnen. Die Kavallerie-Division U. ist sehr überanstrengt, hält sich heute hinter den Hügeln. Man braucht sie; aber schon lieber die Pferde. Eine sengende Hitze, Pappelalleen, langgestreckte Wiesen mit dicken Erlengebüschen, ein undurchdringlicher Staub von Autos und Kolonnen, aufstrebenden Batterien. Unaufhörlicher Kanonendonner. Der Feind hat sich an den Kanälen der M. . . . eingegraben. Man sieht nichts von ihm, einzelne Kavallerie-

posten werden abgeschossen. Da plötzlich über uns die unheimliche Schrapnellwolken, die ihren Kugelregen nach unten streuen, sie gingen in die Wiesen. Links von der Chaussee pfliffen zwei Granaten und gruben sich tief, ohne zu explodieren, ins Ackergerölde ein. „An die Autos!“ rief ich, auch die Kolonne der Kochküche machte kehrt und in eiligem Tempo zogen wir uns hinter eine Walddeckung auf 2 Kilometer zurück. Ich ritt nach Villers, um dem Stab Meldung zu machen; er lag in einem Graben und die feindlichen Geschosse gingen über ihn hinweg. Ein Huhn von gestern, eine Brotkruste, eine Flasche Burgunder helfen uns wieder auf die Strümpfe. An Wein fehlt es nie. Alle Keller sind gefüllt und wenn der Ort nicht gerade abbrennt, so ist an Getränken kein Mangel. — Maschinengewehre und Haubitzen donnern seit 6 Stunden und die Stellung scheint nicht gebrochen.



Eine Straße in der eroberten französischen Festung Longwy.



Das Innere der Kirche in Longwy, von wo aus auf unsere Truppen gefeuert wurde.

Scherbening ist seit drei Stunden verschwunden; man vermutet, daß ihm ein Unglück zugestoßen ist. Drei Herren werden auf die Suche geschickt, um den prächtigen Artilleriebrigadeführer zu finden. Der Unglückliche. Er war zu weit nach vorne geeilt. Eine Granate hatte ihn zerrissen. Um 9 Uhr bereits wird er begraben an der Stelle, wo er fürs Vaterland gefallen ist. Er hinterläßt eine Frau mit acht Kindern. Ich fahre zurück nach Villers. An langen Tischen sitzen die Herren im Garten des Abolaten und stürzen sich über einen frischgeschlachteten Hammel, der „mit Granaten nicht zu verfeinern“ ist.

Melde . . . . . die Stellung der Division und den Tod des Generals. Er setzt seine Mühe ab, wieder auf, wischt den Schweiß von der Stirne, zerbeißt seine Zigarre. Es geht ihm entsetzlich nahe. Er schiebt die Suppe beiseite und zieht sich auf sein Zimmer zurück. Das Geschrei der jungen Offiziere verstummt. — In Frieden ruht ein wackerer Kämpfer zu Vaterlands Ehre. Auf einem kleinen frischgeschnittenen Holzkreuz steht sein Helm. Die Geschütze seiner Artillerie-Brigade rollen krachend am frischen Grabhügel vorüber. Ein letzter Gruß dem General Scherbening, 4 Uhr morgens. Der Kanalübergang der . . . Division ist erzwungen. Scherbening's letzter Befehl.

:: ::

### Die Kämpfe um Longwy.

Auf dem Wege nach Longwy durchfährt man die friedlichen Lande und Dörfer Deutschlands und Luxemburgs, um dann nach kurzer Fahrt durch französisches Gebiet Longwy zu erreichen. Während die untere Stadt (Longwy bas) mit ihren großen Eisenwerken, die nur an vereinzelten Stellen die Spuren des Krieges aufweisen, ziemlich verschont geblieben ist und nur hier und dort niedergebrannte Häuser von der Tätigkeit der Franc tireurs zeugen, zeigt die obere Stadt (Longwy haut) ein Bild der Verwüstung. Kein Haus der oberen Stadt ist verschont geblieben. Vom Rathaus und der Kirche steht noch die Fassade, aber sonst liegt die Stadt in einem großen Trümmerhaufen da. Longwy ist eine alte Festung ohne Außenforts. Die Beschießung, die ununterbrochen während 136 Stunden andauerte, war auf die Mäße und Verteidigungswerke, die die Stadt eng umschlossen, gerichtet. Die Beschießung der Stadt war daher nicht zu vermeiden. Die Einwohner waren vorher entfernt worden. Die französischen Festungsgeschütze waren alle alte Modelle aus den 70er Jahren und teilweise auch Mörser aus der Zeit Louis Philippons, nur drei moderne Rohrrücklaufgeschütze



Wirkung einer Granate im Eingangstor der Festung Longwy.

5 Uhr. Wir rücken mit der Autostaffel wieder vor. In S e i l h herrscht ein furchtbarer Brand, auch einige große mit Mehl beladene Frachtdampfer auf dem Marnekanal stehen in Flammen. Die Schleusen sind in unserem Besitz, und man versucht zum Ueberschreiten des Flusses das Ablassen des Wassers. Unter schwerem Feuer und harten Verlusten gelingt es. Ich halte 7 Uhr beim Divisionsstab, eine Granate war gerade in die Scheune eingeschlagen. Drei prachtvolle Pferde des Divisions-Generals erschlagen mit dem Burschen, der sie wartete. Ein Artillerieoffizier sprengt heran, gerötet, verschwitzt, bringt die Worte nicht über die Lippen: General

fanden die Deutschen unbenutzt und unverfehrt mit Verschlusstüden und Munition in der Festung vor. Außer unserer deutschen schweren Belagerungsartillerie waren auf unserer Seite noch die österreichischen 30,5 Zentimeter-Mörser in Tätigkeit. Am deutlichsten läßt sich die Wirkung einer unserer Granaten am Eingang der Festung (Siehe Bild) erkennen. Jetzt sind in Longwy unsere Feuerwerker eifrig mit den Aufräumarbeiten beschäftigt.

Ein Gedanke bemächtigt sich aller, die das Zerstückungswerk gesehen: möge Gott es verhüten, daß die Kriegssackel in unser Land getragen werde.



Vorm Abrücken.



Pferdeschwemme in der Maas.

# Der Kirchspielvogt von Schlichtingen

Roman von K. von der Eider

Nachdruckrecht geschützt durch  
Karl Möhler u. Co., Berlin W. 15

(5. Fortsetzung).

Als der Tanz zu Ende war, löste sie sich aus seinen Armen und blickte ihn mit ihren kühlen Kinderaugen an.

„Herr Vogt — Sie tanze soviel mit Festigkeit . . . Das ist Hochzeit.“

Er sah sie nicht an. Er sah nur ihr Haar. Niemals hatte es so geflimmert wie heute. Dann lachte er laut auf über die Zurechtweisung. Sie war wirklich originell, die kleine Miß.

Wulff konnte nicht schlafen. Sie waren zu laut unten, und unter seinen Fenstern in den Blättern der Linde hörte er es noch immer flüstern:

Ich liebe Dich. Ich liebe Dich.

Eine lustige Zeit folgte. Fred pfiff, wo er ging und stand. Er veranstaltete immer etwas Neues. Das Talent zum Arrangieren hatte er vom Vater geerbt.

Geert Rissen kam fast täglich. Sie gingen auch oft nach dem Eschenhof. Wulff blieb zurück. Er vergrub sich in seiner Arbeit. Aber wenn er sich so recht darin verbiß hatte, daß ihm fast der Kopf brannte, dann kamen sie und holten ihn heraus. Er mußte mitmachen, ob er Lust hatte oder nicht. Ein steifer Gesellschaftler aber blieb er.

Der Vogt war oft dabei. Es war, als verjüngte er sich. Frau Ische sah fast ältlich neben ihm aus.

„Die Jugend, die Jugend!“ Madame lächelte still vor sich hin. Sie fillerte an einer großen Arbeit. Die sollte einmal zu einem ganz besonderen Zwecke dienen. Aber es war noch ein Geheimnis der Zukunft.

Der Herbst kam näher. Das weiße Haus schaute ernst drein. Die bunten Rosen waren verblüht.

Wulff ging über Feld, ganz allein. Er fühlte sich unglücklich, zurückgesetzt und verbiß sich immer mehr in dies Gefühl.

Da kamen sie hinter ihm hergelaufen! Lall, Fred, Meg. Die rief „Goo“, daß es über den ganzen Koog schalle.

Er wollte sie vorbeilassen. Aber sie nahmen ihn in ihre Mitte. Lall ging dicht neben ihm.

Die Sonne war untergegangen. Am Himmel glühten die Wolken wie rote Kohlenmassen, die von einer Riesenschlamm verzehrt wurden. Auf dem Gras lagen die feinen Spinnwebfäden des Altweibersommers. Sie waren vom Abendtau beperlt, und das Gras unter ihnen grünte und duftete in herblicher Fruchtbarkeit.

Ihre Blicke schweiften über den weiten Koog von der schmalen, kaum sichtbaren Kante des westlichen Deiches bis zu dem bläulichen Hügel der Geest. In weiter Ferne verklang das Rollen eines Wagens.

Da wurden sie allmählich still und wußten kaum ein Wort mehr zu sprechen.

Ein Hund kam in raschen Sprüngen übers Feld, hielt an und horchte. Es war eine Art Wolfshund, ein hübsches Tier. Sie wußten alle, daß nun sein Herr nicht mehr weit war, und wirklich wurde im nächsten Augenblick Geert Rissen sichtbar.

Sie gingen ihm entgegen. Lall wollte es. Wulff wäre am liebsten umgekehrt, aber Lall erriet seine Gedanken und verlangte, daß er bei ihnen bleibe.

Man ging dann miteinander weiter bis zum Eschenhof. Hier berieten sie, ob sie einkehren oder nach Hause gehen wollten. Wulff hielt sich zurück und zeigte eine abweisende Haltung.

„Wir kehren doch ein,“ entschied Lall endlich. Er mußte folgen. Der junge Eschenhofbauer forderte ihn extra mit besonderer Höflichkeit dazu auf.

Dinnen wurden sie mit ruhiger Freundlichkeit empfangen, als ob man gerade auf sie gewartet hätte. Es war alles so blyblau und sauber auf dem Hofe, als ob es extra für die Gäste gepußt worden wäre, aber Lall wußte, daß es hier immer so aussah.

Sie liebte es sehr, dies saubere Haus mit seinen kühlen Stuben und dämmerigen Dielen, den hoben, geschlitzten Schränken und den messingbeschlagenen Koffern. Sie liebte die Berst, die breite Staff, die hoben Eschen und Pappeln an ihrem Rande und das weite Land, das zu dem Hofe gehörte.

Dina, die Haustochter, ging ruhevoll hin und her und brachte Tee mit Rahm und eigengebäckenen Kuchen auf den Tisch.

Der alte Eschenhofbauer sah schief in seiner Socke und rauchte die lange Pfeife. Er ließ sich nicht stören und veränderte seine Stellung nicht, nur als er Wulff begrüßte, hob er den Kopf ein wenig. Seine Frau sah bei ihm im Lehnstuhl und strickte.

Die Unterhaltung verlief ruhig. Man ereiferte sich nicht und lachte auch nicht viel. Wulff sprach gar nicht. Er nahm notgedrungen Tee und Kuchen; aber er ließ die Kuchen stehen und trank die Tasse nur halb leer. Sein Stolz litt in dieser Stunde mehr als je.

Da sah er, das Armenkind der Gemeinde, an dem Tisch des reichsten Bauern im Dorfe. Ja — wie man ihn ehrte! Wie höflich man zu ihm war! Er war überzeugt, daß man ihn nie an sich herankommen lassen, daß ihm das Herz hier nie warm werden würde, und wenn er der Schwiegerjohn des Hauses wäre.

Als die anderen dann ausbrachen, atmete er auf. Vollmacht Rissens forderten die jungen Leute auf, öfter wiederzukommen. Sie nickten dabei von einem zum andern, nur ihn sahen sie nicht an. O, er fühlte es wohl.

Lall ging auf dem Heimwege wieder neben ihm.

„Es ist ein feiner Hof,“ sagte sie.

Die Abend Schatten zogen herauf. Es wurde dunkel, ehe sie zu Hause ankamen.

„Ja, es ist ein feiner Hof,“ wiederholte er, „aber mir ist, als fehlte etwas darin, es ist so kühl, so still.“

„Ein bißchen Sonne, ein bißchen Wind, dann wäre es schön dort.“

Sie blickte sich um, und er wurde fast zornig auf sie. Weshalb sah sie sich um? Er konnte ihr Antlitz nicht sehen, obgleich sie an seiner Seite schritt, aber ihm war es, als wäre sie verändert.

In der Diele des weißen Hauses brannte die große Kurlampe. Wulff wandte sich um und sah Lall ins Gesicht. Das zeigte einen so wunderbaren Glanz, daß es fast schön war. Meg schmiegte sich an sie und streichelte ihre Hände, als wollte sie sagen: Sei glücklich! Ich freue mich über dein Glück.

Lall achtete nicht darauf; ihre strahlenden Augen blickten über alles hinweg.

Fred pfiff: „Autewirewitt!“

Er mußte morgen reisen.

## Zehntes Kapitel.

Schlichtingen beging seinen ersten Markttag. Dies Ziel zu erreichen, hatte viel Mühe und Schreibereien gekostet; aber am Ende drückte der Kirchspielvogt doch durch. Schlichtingen bekam seinen eigenen Jahrmarkt.

Pferde, Rinder, Schafe und Schweine wurden aufgetrieben. Ein Kranz von Krambuden entstand. Sogar Schaubuden, Schießzelle und ein Karussell waren da. Am Abend wurde im Kirchspieltrug getanzt. Der Kirchspielkrüger weihte, um die Feier zu vervollständigen, seinen neubauten Tanzsaal ein.

Die Gäste drängten sich. Sie kamen von der Marsch und von der Geest. Hoch und niedrig, arm und reich, alt und jung kamen zusammen. Die Standesunterschiede verwischten sich an diesem Tage.

Auf der Bühne, die für die Zukunft dem Theater dienen sollte, war ein Ehrentisch aufgestellt. Dort saßen der Kirchspielvogt und seine Damen, sowie die angesehensten Bauern mit ihren Frauen.

Als es zum Tanzen ging, führte der Vogt die alte Frau Vollmacht Rissen. Deert Jacobs folgte mit der Frau Vogt, die in ihrem neuen terrakottafarbenen Seidenkleid eine ziemlich verunglückte Figur machte. Geert Rissen hatte Lall am Arme.

Die alte Madame sah ihnen nach mit gutigem Lächeln und feuchten Augen, als gedächte sie längst vergangener schöner Zeit.

Wulff sah dem Tanze zu. Er hatte sich zwar in der letzten Zeit viel Mühe gegeben, das Tanzen zu lernen, aber ein Meister war er noch nicht geworden.

Neben ihm stand die fünfzehnjährige Tochter des Kirchspielkrügers und blickte mit verträumten Augen in den Saal. Sie kannte ihn von der Schule her.

Der Tanz war zu Ende. Ein neuer wurde aufgespielt. Das Mädchen stieß ihn an.

„Du, wo'n wir nicht auch mal?“

„Reinetwegen.“

Sanna war ein wildes Mädchen. Sie riß ihn mitten in den Trubel hinein, dort, wo man am meisten gedrängt wurde.

Da war auch der Vogt wieder. Seine hohe Gestalt überragte alle. Er beugte sich nieder. Was hatte er für eine Tänzerin?

Küßte er sie? Es sah fast so aus.

Ja, er küßte sie mitten im wilden Tanz, küßte sie auf das rotflimmernde Haar und riß sie mit sich fort wie in wilder Leidenschaft.

„Es will nicht gehen,“ sagte Wulff. Er führte seine Tänzerin zu ihrem Plaz und sah sich nach seinem Herrn um.

Der hatte gerade Miß Mea nach oben geführt und machte ihr eine tadellose Abschiedsbeugung. Die kleine Miß verneigte sich zierlich. Sie sah ruhig und verständnisvoll aus wie immer.

Wulff wurde von heftigem Zorn erfaßt, nicht auf den Vogt, nein, auf dies gleichmütige Geschöpf, das so zierlich mit Männerherzen spielte.

Er stand jetzt neben Frau Dellmann. Die sah aus, als ginge sie am liebsten in einer Vertiefung unter.

Als sie Wulff gewahr wurde, zwang sie sich zu einem Lächeln.

„Man wird garnicht klug daraus, was Meg eigentlich für Haar hat,“ meinte sie.

„Es ist Herenhaar,“ sagte Wulff.

„Herenhaar? Ach nein.“

Als sich Meg jetzt umwandte, wie um ihn zu begrüßen, drehte er sich kurz um und ging nebenan in die Schenkstube, wo sich bereits mehrere Bauern zum Kartenspielen zurückgezogen hatten.

Wulff setzte sich abseits in eine Ecke und bestellte sich ein Glas Bier. Er wollte nichts mit den Bauern zu schaffen haben; aber sie sprachen so laut, daß jedes Wort zu ihm herüberschallte.

„Ein fixer Kerl, unser Kirchspielvogt,“ sagte Gorg Riddels vom Eschof. „Ohne ihn hätten wir mein Lebtag keinen Markt gekriegt.“

„Ja, tüchtig ist er, das muß man ihm lassen,“ sprach ein anderer. „Was hat er nicht alles zuwege gebracht in den Jahren: die Chauffeen, die Feuerwehr, die Schulen. Wenn man bedenkt, wie es früher war! Ja, er hat seinen Kram im Schuh.“

„Ja, Jan Bruhn, wenn er nicht gewesen wäre, dann wär' vergangen Jahr das ganze Osterende abgebrannt. Was? Junge ja, da hat er gezeigt, was ein Kerl ist.“

„Er könnte getrost Bürgermeister werden.“

„Und Schlichtingen eine Stadt, nicht wahr? Nein nein — Hand davon. Was brauchen wir städtisch zu werden! Wir haben alles: Kirchen, Schulen, Doktor, Apotheker. Jetzt kriegen wir auch noch unsre Märkte. Rein — Dorf bleibt Dorf. Dadurch gewinnen nur die Straßenleute. Für uns Bauern ist es zu weilläufig. Dann kann man ebenfogut in die Stadt ziehen.“

„In den Reichstag müßte er,“ rief einer. „Junge, der würde den Herren in Berlin das Auffügen lehren.“

„Aber dann wären wir ihn los.“

„Es heißt ja, daß er Landrat werden soll.“

„Jaja.“

Sie waren still geworden.

„Er hat wohl Vermögen, der Kirchspielvogt?“ fragte Jörn Schoof vom Feldbergshof so hinten herum.

„Einen Bauernhof hat er nicht.“

„Aber von seinem Gehalt kann er doch so 'nen feinen Hausstand nicht bestreiten. Der Sohn studiert und die Tochter war in Bangschon.“

Die Bauern zuckten die Achseln. „Was kümmert's uns?“

„Er hat von Haus aus kein Geld, und seine Frau war 'ne Steuereinnahmerstochter aus der Stadt, die hat auch nicht viel mitgekriegt,“ philosophierte Jörn Schoof. Aber niemand antwortete ihm.

Wulff Jessen sah still an seinem Tischchen, hatte ein Bein über das andere geschlagen und rauchte seine Zigarre. Er sah hochmütiger aus als alle Bauern.

„Ach, ihr Dummköpfe,“ dachte er in seinem Sinn, „ihr habt ja keine Ahnung, daß ihr einen Fürsten unter euch habt.“

Er kannte sie alle der Reihe nach. Der alte Spottvers fiel ihm ein.

„Dettef Rissen, de Morgensteern,  
Georg Riddels schlüpft so gern,  
De Grotjohann ist en holten Airl,  
Jaf Piper, de sitt nicht lang still,  
Jahn Bruhn süht man wat suer ut,  
Anills Kasten bett en grote Smit,  
Deert Jacobs is en hellischen Mann,  
Jörn Schoof kommt immer achter an.“

Wahrscheinlich, der sah kaum sichtbar in der Ecke und trank seinen Rummel, den er neben sich auf dem Fensterbrett stehen hatte. Er kam hinten an. Ja, die Jungen hatten sie ganz richtig charakterisiert.

Wie sie dasahen, die Bauern, etwas breit und unbequem in ihren Sonntagsröden, behäbig, die biden goldenen Uhrketten über den Westen! Wie sie ihre Wiye machten, dazu lachten und sich auf die Anie Matschten! Es war, als lachten sie die ganze übrige Welt aus.

Der Kirchspielvogt trat ein, strahlend, lebhaft, das prächtigste Bild einer Mannesgestalt.

„Tanzen, meine Herren, tanzen!“ rief er. „Es fehlt an Tänzern.“

Die Bauern kratzten sich hinter den Ohren. Wir können nicht mehr so. Wir sind heraus aus die Gra-shüpperjare.“

Der Kirchspielvoat ward seinen Schreiber gewahr.

„Heda, junger Mann, kommen Sie. Heute gilt's!“

Er schleppte Wulff gewaltjam mit sich fort und schob ihn vorwärts.

„Ich kann nicht tanzen, Herr Vogt.“

„Dann sollen Sie ein Tänzerin bekommen, die es Sie liebt.“

Wulff pochte das Herz zum Zerspringen. Wie, wenn er mit Lall tanzen müßte! Er wünschte es im innersten Herzen und fürchtete es wiederum.

Der Vogt führte ihn zu Meg. Die begrüßte ihn so unbefangenen freundlich wie immer. Da übermannen ihn wieder Jörn und Hochmut. Er riß sie fort und tanzte rücksichtslos herum, immer den Blick dahin, wo er Lall und Geert sah. Die Musik spielte viel zu rasch und viel zu laut. Er kam außer Atem. Als sie endlich standen, hörte er im Getümmel eine klare Stimme:

„Herr Jessen, Sie tanzen sehr böse.“

„Na, so gut wie der Herr Kirchspielsvogt tanze ich nicht,“ gab er zurück.

Er führte sie an ihren Platz und verneigte sich. Dabei streifte ihr Haar seine Wangen.

„Herrenhaar,“ murmelte er.

Da sah er wieder den Vogt. Der überragte alle. Er tanzte mit den jüngsten und hübschesten Mädchen. Wenn sein Blick auf Meg fiel, zuckten in seinen Augen Blitze auf. Aber sie schien es nicht zu merken, oder wollte es nicht sehen.

Es wurde spät. Sie drehten sich alle im Tanze. Selbst die Frau Vogt tanzte und sah lustig aus. Lall kam zu ihr und steckte ihr das Haar auf. „Aber Muttschen, wie siehst Du aus!“ Sie zupfte ihr noch das Kleid zurecht. Dann tanzte Muttschen weiter.

Lall tanzte wieder mit Geert. Die alten Riffens reckten die Hälsen nach ihnen, lächelnd und nickten sich verständnisvoll zu.

Alles mochte hin und her. Madame sah still auf ihrem Platze und hatte noch immer das verbindliche Lächeln um ihre Lippen. Wulff und Meg sahen neben ihr und sahen sich an wie zwei Feinde.

Es war ein Uhr geworden. Madame kämpfte vergebens gegen die Müdigkeit. Muttschen hatte sich halb tot getanzt. Sie hoffte, ihr Mann würde mit nach Hause gehen und streichelte an ihm herum, aber er blieb noch und überließ es Wulff und Geert, die Damen heimzubegleiten.

„Es ziemt sich nicht, daß der Gastgeber vor den Gästen das Fest verläßt,“ sprach er lachend, und in dem Lachen lag die ganze Lebenslust und Lebensfrische, die sein Wesen durchströmte.

Mit einem leisen Seufzer setzte Muttschen ihren Hut auf und nickte dem Vogt zu.

„Amüsiere Dich gut.“

Sie sah es wohl ein, daß er ihr nicht allein gehörte.

Wulff führte Madame. Hinter sich hörte er Lalls weiche Altstimme. Er wußte, daß sie an Geerts Arm ging. Aber er verstand kein Wort, und das quälte ihn. Es war ihm, als läßtten sich die beiden. Das war aber nicht der Fall.

Zu Hause sah Wulff noch überall im Hause nach, ob alles verschlossen sei. Drinnen weinte Muttschen über ihr neues Seidenkleid. Sie meinte, es sei total ruiniert. Lall mußte sie trösten und dann Madame helfen, die Schuhe auszuziehen.

Wulff ging nach oben. Die Tür des Mädchenzimmers stand auf. Er warf nur einen Blick hinein. Da sah er Meg im langen Nachthemd, das ihr bis auf die Hüfte hing, vor dem Spiegel stehen. Sie hatte sich das Haar zu beiden Seiten des Gesichts zu Hörnern aufgewickelt. Das übrige war glatt zurückgestrichen und in einen dicken Zopf geflochten. Das gab ihrem Kinder Gesicht ein drollig pausbackiges Aussehen.

„Wie ist sie eitel,“ dachte Wulff. „Sie wickelt sich nachts das Haar, damit es am Tage hübsch kraus ist. Daher kommt auch das Klümmern. Sie will damit die Männer umstricken, die herzlose Klette! Ein deutsches Mädchen würde das nicht tun.“

Er dachte an Lall. Die hatte etwas so ungemein Schlichtes und Großzügiges. Im Grunde war sie die Allerschönste. Aber Lall würde Geert Riffen heiraten, das schien ihm gewiß.

Der Kirchspielsvogt blieb bis zum hellen Morgen auf dem Fest. Da hatte schon mancher einen zuviel getrunken.

John Polzei stieß mit dem Vogt an und sagte: „Proß, Herr Kollege“, und im Nebenzimmer gröhnten ein paar Arbeiter:

„Hein Lehmann, Hein Lehmann, de hett dat dahn, De hett dat Finster mit den Foot inslahn.“

Da sah der Kirchspielsvogt nach seiner Uhr.

Den letzten Tanz tanzte er mit der jungen Tochter des Kirchspielsknechters, und er versicherte dem errötenden Mädchen, es werde noch einmal den hübschesten Mann im ganzen Kirchspiel bekommen. Zum Schluß küßte er sie und sie küßte ihn wieder. Da dachte er an ein kleines Mädchen in weihem Kleide mit rötlichem Klümmhaar.

„Wie schön Dein Haar ist, Kleine,“ murmelte er.

„Schön?“ Sie sah auf ihre Zöpfe und lachte.

Strohgelb war es und dick, aber schön hatte es noch keiner gefunden.

Am andern Morgen trat John Polzei in die Vogtei wie eine wandelnde Leiche. Auch Wulff sah müde und abgepannt aus. Die Damen schliefen noch und im Hause herrschte wenig Ordnung. Der Kirchspielsvogt aber sah frisch und munter wie immer an seinem Pult. In seinen Augen blühte die alte Energie. Ihn jocht nichts an.

### Elftes Kapitel.

Der Vogt war mit seiner Frau zu Kaufmann Rählers in die Stadt gefahren. Das geschah selten; denn Frau Rische fühlte sich in feineren Gesellschaften unbehaglich.

Bei Kaufmann Rählers war es etwas anderes. Die Frau war ein ehemaliges Dienstmädchen. Ihr Mann hatte sie als seine Haushälterin geheiratet. Eine Rähler war eine einfache, gutherzige Frau und machte ihren Mann glücklich. Danach fragte die Gesellschaft aber nicht. Sie war nicht vornehm und gebildet, deshalb zog man sich von ihr zurück. Nur Frau Hellmann öffnete ihr ihr Haus und lud sie ein. Das war sehr unflug von

hinein und die frische Luft. Man muß die Fenster öffnen.“

„Daran liegt es nicht. Es liegt an den Menschen, die sind auch so ohne Sonne, so kalt, so — —“

„Aber gerade die, welche äußerlich am kältesten erscheinen, haben ein warmes Herz.“

Meg drehte sich auf ihrem Stuhle um und hielt ihnen in plötzlichem Impuls die Hände entgegen.

„Ich auch haben kalte Hände und eine warme Herz.“ Fast jubelnd kam es heraus.

Lall lachte, daß ihr die Tränen in die Augen traten. Als sie aber in Megs verwirrtes Kinder Gesicht blickte, schlang sie ihren Arm um sie und küßte sie.

„Ich sprechen haben schlechtes Deutsch?“ fragte die Kleine.

„Nein, kleine Meg, Du hast sehr gut gesprochen. . . .“

„Fahren Sie fort, Wulff Jessen!“

„Wovon sprachen wir?“

„Von dem Leben und Lieben der Menschen hier.“

„Ja. Ich behaupte daß ihr Lieben wie ihr Leben vom Golde abhängig ist.“

„Glauben Sie das auch von mir?“

In Wulff glühte es auf. Er antwortete mit einer Frage.

„Lall, würden Sie einem Mann angehören wollen, der nicht reich ist, der Ihnen außer seiner Liebe nur ein bescheidenes Heim bieten könnte?“

Sie hob den Kopf in der stolz energischen Art, die sie vom Vater hatte.

„Nein, der Mann, der mich liebt, wird auch die Kraft finden, Geld zu erwerben. Er wird mich nicht als Magd sehen wollen. Wir Menschen sind zum Herrschen oder Dienen geboren. Eines weiß ich — zum Dienen bin ich nicht erzogen. Ich will Königin werden oder — —“

Sie vollendete den Satz nicht.

In Wulff wachte es mächtig auf. Er fühlte, daß auch er zum Herrn geboren war. Eine ungeheure Kraft erwachte in ihm. Es war ihm, als müßte er aufspringen und die Wände sprengen. Wenn Lall ihn liebte, würde er einst reich und mächtig werden. Dann hatte er die Kraft.

Meg blinnte schüchtern von ihrer Arbeit auf. Lall lächelte.

„Sag mal, kleine Meg, weißt Du auch, was Liebe ist?“

„O yes, ich weiß von Liebe.“

„Was würdest Du tun, wenn Du einen Mann liebst?“

„Ich liebe Dich, sagen ich zu die Mann.“

„Und wenn Dir nun jemand seine Liebe erklärt — ich meine, wenn Dich jemand liebt und Du magst ihn nicht, was sagst Du dann?“

„Dann ich sagen: Donnerwetter nochmal, mich lassen sollen in der Ruh . . . ist das gutes Deutsch?“

„Ja, das ist gut deutsch, kleine Meg. Das wird jeder verstehen.“

Megs Augen senkten sich wieder auf die Arbeit. Ueber ihrem Köpchen hinweg lachten sich beide an.

Madame hob den Kopf.

„Wovon sprachst Ihr, meine Liebe?“

„Wir prüften Meg im Deutschen, Großmama.“

„Jaja — ganz recht, meine Gute.“

Die Haustür wurde mit lautem Klange aufgemacht. So öffnete nur ein Herr die Tür. Lall fuhr von ihrem Stuhl auf. Sie dachte an Geert. Es waren aber die Eltern.

Der Vogt trat ein, durchnäht, vom Winde gerötet, aber schöner und stolzer als je. Hinter ihm erschien Frau Rische verstoren und eingemummelt wie ein altes Mütterchen.

Der Vogt war in Herrscherlaune. Er sprach zu allen mit großer Lebhaftigkeit, aber er sah keinen an. Er konnte seine Wäde nicht losreißen von dem Haar der kleinen Schottin. Es stach ihm förmlich in die Augen.

An diesem Abend ging Wulff lange Zeit mit großen Schritten in seiner Stube auf und ab. Er schmiedete Pläne für die Zukunft, die gingen über Länder und Meer und endeten in der stillen Marsch. Dabei wuchs seine Gestalt, seine Augen flammten. Wenn Lall ihn so gesehen hätte, wäre sie sehr erstaunt gewesen.

Geert Riffen kam immer häufiger. Halbe Tage verbrachte er in der Vogtei. Er packte mit seiner prächtigen Gestalt hinein in diese großen Räume, in das Licht und den vornehmen Luxus. Er packte auch zu Lall. Sie waren beide sattlich und gesund und voller Tatkräft.

Wulff fühlte sich neben dem jungen Hofbauern unbedeutend und unsicher. Er ging ihm deshalb möglichst aus dem Wege, obgleich der andere ihn stets sehr zuvorkommend behandelte. Ohne daß er es wollte, fühlte Wulff jedesmal, wie sein Nacken sich steifte, wenn Geert Riffen ihm gegenübertrat.

(Fortsetzung folgt.)



Geschild. v. H. Hofmann, Mannheim.

à Berlin — à Berlin . . . !

Ihr, und es wurde ihr arg verdacht. Aber Frau Rische ließ sich ihre Freundin nicht nehmen. Lieber verzichtete sie auf den Verkehr mit Direktors und Fabrikant Nehders mit ihrem Anhang.

Sie war und blieb eine dumme kleine Frau.

Es war gemütlich im Wohnzimmer. Draußen hatte sich ein kleines Unwetter aufgemacht. Der Wind rüttelte an den Fensterläden und warf die Regentropfen klirrend an die Scheiben.

Meg saß unter der Lampe und stüdt an einem feinen Hardanger Deckchen. Madame filierte oder sie tat doch so. Sie saß in ihrem großen Lehnstuhl etwas abseits, mochte ab und zu einige Filetmaschen und meinte, sie sähe dort sehr gut. Von Zeit zu Zeit hob sie den Kopf ein wenig und fragte:

„Wie meinst Du, meine Liebe? . . . Ja ja, ganz recht.“

Lall hatte ein Buch in der Hand, aber sie las nicht. Sie stritt sich mit Wulff. Früher waren ihre Ansichten sich immer gleich gewesen. Jetzt war es anders geworden.

Natürlich redeten sie von ihrer Heimat, von den Menschen hier. Das interessierte Lall doch noch immer am meisten. Wulff war Richter — Lall Verteidiger, Meg war — ach Meg zählte überhaupt nicht.

Die Kleine sah und stichelte und achtete dabei auf jedes Wort. Das Wörterbuch lag in ihrem Schoß.

„Nennen Sie die Lust, Lall, die in den Bauernhäusern herrscht? Könnten Sie dort atmen, leben?“

Wulff hatte manches Mal in der Diele eines Bauernhauses gestanden, ein Paar Stiefel in der Hand, und jedes Mal war es ihm wie Grabesluft entgegengeweht. Neulich bei Vollmacht Riffens hatte er wieder diese Empfindung gehabt.

Lall sann vor sich hin.

„Ich weiß, sie ist kühl. Die Sonne kommt zu wenig

# Deutsche Heldentaten zur See.



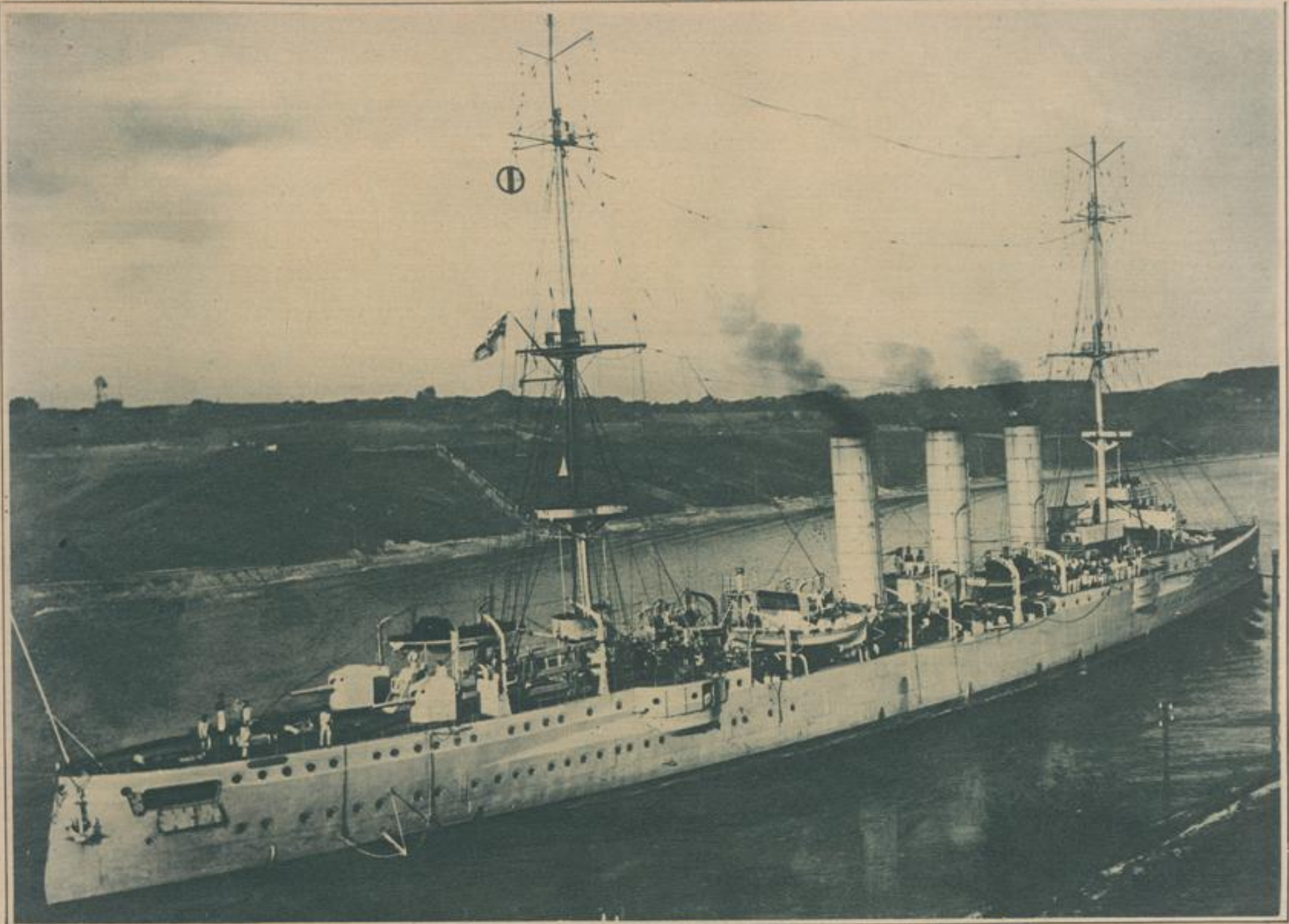
Der große englische Kreuzer „Abulit“, der mit den beiden anderen Kreuzern „Hogue“ und „Cressy“ vom „U 9“ versenkt wurde. 1800 englische Seeleute ertranken.



Kapitänleutnant Otto Weddigen, der Kommandant des Unterseebootes „U 9“, das drei englische Kreuzer zum Sinken brachte.



Der kleine deutsche Kreuzer „Königsberg“, der bei Sansibar den englischen Kreuzer „Pegasus“ durch wohlgezielte Schüsse kampfunfähig machte, ohne daß der „Pegasus“ viel zum Feuern kommen konnte.



Der Kreuzer Emden, der sechs große englische Handelsschiffe kaperte und fünf versenkte.  
Er fügte den Engländern einen Schaden von 18 Millionen Mark zu.



Das schwer heimgefuhrte Ostpreußen: Eine Straße in Heidenburg.

Phot. G. Pennington. Berlin-Verden.

# SCHWARZE PERLEN

Kriminalroman von August Weiß

(5. Fortsetzung.)

„Sie haben doch meinen Brief erhalten, lieber Doktor, nicht wahr? Verschiedene Umstände haben meinen Entschluß beschleunigt. Ich brauche Ihren Rat.“

„Den sollen Sie von ganzem Herzen haben.“

Mary lehnte sich in den Fauteuil zurück, wie um sich zu sammeln, dann begann sie:

„Sie wissen, daß ich dadurch, daß ich Witwe geworden, wieder in ein Abhängigkeitsverhältnis zu meinem Vater getreten bin?“

„Ich weiß, das heißt, nur in pekuniärer Beziehung,“ bemerkte der Advokat.

„Auch sonst, da ich in seinem Hause lebe. Seine starke Persönlichkeit beherrscht die ganze Umgebung.“

„Ich kenne Ihren Vater!“

„Mein Vater ist ja gewiß ein herzensguter Mensch,“ fuhr Mary fort, „und ich habe nicht den geringsten Anlaß, mich zu beklagen, aber — ich bin doch schließlich erwachsen, bin seit Jahren gewöhnt, selbständig zu entscheiden und muß mich jetzt naturgemäß oft seinen Ansichten und Wünschen fügen. So lange es sich um Kleinigkeiten handelt oder um Dinge, die, wenn sie mich auch ein Opfer kosten, für ihn zuträglich sind, gebe ich widerspruchslos auf seine Intentionen ein. Dort aber, wo eine wichtige Angelegenheit in Frage steht, eine Angelegenheit, die vielleicht über meine ganze Zukunft entscheidet, wenn es sich um mein Lebensglück handelt — ja, ich betone: um mein Lebensglück — kann ich nicht mehr die gehorsame Tochter allein sein.“

„Also, um so eine Angelegenheit handelt es sich jetzt?“ fragte der Advokat.

„Ja,“ entgegnete Mary zögernd. Sie schwankte einen Augenblick, dann sagte sie entschlossen: „Ich beabsichtige, mich wieder zu vermählen.“

„Ah, jetzt versteh' ich! Nachdem Sie den Interessenkonflikt andeuteten, so haben Sie jedenfalls Ihre Wahl schon getroffen. Ich wünsche aufrichtig, daß Ihnen Ihre zweite Ehe all das Glück bringt, das Sie verdienen, liebes Kind.“

Mary drückte die Hand des Freundes.

„Ich habe mein Herz sprechen lassen und bin glücklich,“ sagte Mary leise. „Lassen Sie mich den Namen dieses Mannes noch verschweigen. Es handelt sich ja übrigens auch zunächst um etwas anderes.“

„Um was, bitte? Informieren Sie mich genau, wenn ich Ihnen mit meinem Rat beistehen soll,“ ermahnte Doktor Hoffmann.

„Natürlich. Mit Ihnen will ich ganz aufrichtig sprechen,“ antwortete die junge Frau. „Ich weiß nur nicht, wo ich anfangen soll. Vor allem: Kennen Sie meinen Vetter Franz Rodenstein?“

„Er war erst kürzlich bei mir in der Kanzlei.“

„Hier bei Ihnen war er? Erkundigte er sich vielleicht nach meinen Vermögensverhältnissen?“

„Vardon“ — entschuldigte sich der Advokat — „aber das darf ich Ihnen nicht sagen. Sie werden begreifen, Baronin, daß ich als Anwalt diskret sein muß.“

„Ja, ja. Also, da Sie den Franz Rodenstein persönlich kennen, ist die Sache etwas erleichtert: Baron Rodenstein, der sich nie um mich kümmerte, weder als ich

Mädchen war, noch später, als ich mich verheiratete, hat sich heuer im Frühjahr plötzlich in auffälliger Weise an uns herangedrängt, hat es verstanden, meinen sonst sehr reservierten Vater so sehr für sich zu gewinnen, daß er ihn sogar hinaus ins Schloß einlud, und belästigt mich seit Wochen mit Heiratsanträgen.“

„Wie verhalten Sie sich dazu, Baronin?“

kamen doch aus einem bestimmten Grunde hierher. Alles, was Sie mir gesagt haben, kann ich doch nur als eine Einleitung auffassen. Es handelt sich also um den Mann, auf den Ihre Wahl gefallen ist?“

„Nicht so ganz, Herr Doktor,“ antwortete Mary und stockte.

Der alte Herr schüttelte sein weißes Haupt: „Wahrhaftig, liebe Baronin, ich erkenne Sie nicht wieder! Sie haben eine merkwürdige Art heute. . . . Sonst greifen Sie zu und sagen klar heraus, was Sie wollen, und heute reden Sie so herum. Was haben Sie denn eigentlich?“

„Kummer, lieber Doktor, viel Kummer! Gott, ich wäre ja glücklich, wenn ich mich jemand anvertrauen könnte, aber — die Sache — ist so — kompliziert — und so verworren — und so also, hören Sie mich an! Ich will es versuchen.“

Mary lehnte sich in ihren Fauteuil zurück, griff nach der Stirn, als wollte sie ihre Gedanken sammeln, und sagte: Der Mann, den ich liebe, ist arm. Das wäre kein Hindernis, denn ich wäre bereit, die bescheidenste Existenz mit ihm zu teilen. Aber er ist nicht nur arm, sondern — verschuldet.“

Doktor Hoffmann nickte mit einem leisen Lächeln um die Lippen, wie in Bestätigung einer Nachricht, die er zu hören erwartet hatte.

„Ich habe vor einigen Tagen versucht, mit meinem Vater ohne Rennung des Namens jenes Mannes ins Reine zu kommen. Mein Vater erklärte mir, daß er die Hand von mir zurückziehe, falls ich einen Mann heiraten würde, der verschuldet und mittellos ist.“

„Vergreiflich,“ bemerkte der Doktor, „nach den Erfahrungen, die er mit Landsegg gemacht.“

„Nun wissen Sie ja, Doktor, daß ich vollständig von meinem Vater abhängige. Heirate ich gegen seinen Willen,“ fuhr Mary fort, „so gibt er mir keinen Heller Mitgift. Um also meinen Willen durchzusetzen, was in diesem Falle gleichbedeutend mit Erreichung meines Lebenszieles, mit Sicherung meines Lebensglückes ist.“

„Ist es notwendig,“ ergänzte der Advokat, „daß ich zum alten Herrn hinausfahre, ihm löffelweise die Wahrheit beibringe und meinen ganzen Einfluß aufbiete, um ihn für Ihre Idee zu gewinnen, nicht wahr?“

Die junge Frau biß die Zähne aufeinander. „Nein!“ sagte sie kurz. „Diese Bemühungen wären vergeblich.“

„So wissen Sie einen anderen Weg, der zum Ziele führt?“

„Ja. Ich werde Ihnen den Namen meines Bräutigams nennen. Sie werden die Liebendwürdigkeit haben, ganz unauffällig in Erfahrung zu bringen, wie hoch seine Schulden sind, und werden ein Arrangement mit den Gläubigern einleiten.“

Der Advokat sah ernst zu der jungen Frau auf.

„Ja, Baronin,“ fragte er ruhig, „haben Sie eine Ahnung, wie hoch diese Schulden beiläufig sein könnten?“

Mary zögerte einen Augenblick. Dann antwortete sie: „Ich glaube 160 000 Kronen.“

Der Advokat fuhr überrascht auf.



Für die Krieger

Verlagsgesellschaft, J. B. Metz, Leipzig

„Ablehnend! Selbstverständlich, sonst hätte ich ja nicht von „Belästigung“ gesprochen. Nichts auf der Welt könnte mich bewegen, ihm meine Hand zu reichen, auch wenn ich keinen anderen Mann liebe. Dessenungeachtet habe ich seinen Antrag zwar abgelehnt, aber in einer Form, die für einen Mann weder verlegend ist, noch ihn zur vollständigen Einstellung seiner Bemühungen zwingt.“

„War das Klug von Ihnen, Baronin?“

„Ja, sehen Sie, lieber Doktor, es ist wirklich nicht Kofetterie. Mein Verhalten war von dem Wunsche bestimmt, mit meinem Vater nicht in einen Zwiespalt zu geraten und meinen Cousin nicht zu erbittern.“

„Gut, die Sachlage ist also die: Baron Franz will Sie heiraten, Ihr Vater befürwortet dies, und Sie sind auf dem Standpunkt, nein zu sagen, weil Sie einen anderen lieben. Nicht wahr, so ist es?“

„Ja, lieber Doktor, so ist es. Jetzt begreifen Sie also meine Lage.“

Der Advokat ergriff die Hand Marys und sagte in väterlichem Tone:

„Mein liebes Kind, mißverstehen Sie mich nicht, ich will absolut keine indiscrete Frage an Sie richten. Sie

„160 000 Kronen?“ wiederholte er. „Verzeihen Sie, wie soll denn die Summe aufgebracht werden, wenn es zur Rangierung käme?“

„Es handelt sich vorläufig nur um Vorarbeiten. Es besteht die Möglichkeit, daß Sonntag Abend das Geld zu Ihrer Verfügung steht. Sollte es Sonntag Abend nicht in Ihren Händen sein, so erhalten Sie es im Verlauf der nächsten Woche.“

„Von wem, bitte?“ fragte der Anwalt.

„Von mir.“

Die Augen des Advokaten wurden groß.

„Von Ihnen?“ wiederholte er verwundert. „Baronin, Sie haben doch soeben erklärt, daß Sie materiell vollständig von Ihrem Vater abhängen. Woher wollen Sie plötzlich 160 000 Kronen nehmen?“

„Die ganze Summe wird wohl nicht notwendig sein,“ antwortete Mary ausweichend. „Vielleicht sind die Schulden nicht so hoch. Ich weiß, daß man im Ausgleichewege immer niedrigere Abfindungssummen erzielt.“

„Wenn auch, Baronin, wenn auch! Wenn wir die Hälfte streichen, bleiben doch noch 80 000 Kronen. Das ist viel Geld!“

„Ich werde es mir zu verschaffen wissen,“ erklärte Mary.

„Baronin, ich bitte Sie, Sie sind eine Frau und befinden sich in einer Gefühlsaufwallung — in solchen Momenten ermißt man nicht die Tragweite dessen, was man unternimmt. Ich bitte, lassen Sie sich nicht in Geschäfte ein, aus denen es dann kein Heraus mehr gibt! Sie stellen sich das vielleicht anders vor, als es ist! Woher wollen Sie sich denn plötzlich 80 000 Kronen verschaffen, wenn nicht von Bucherern! Und diesen Weg müssen Sie um jeden Preis vermeiden! Jeder hat's bereut, der diesen Weg gegangen. Man kommt nur immer tiefer hinein. Vor Sonntag, sagen Sie, ist unser Eingreifen nicht notwendig?“

„So ist es,“ gab sie zur Antwort.

„Ich werde am Sonntag — Sie waren ja ohnedies so gütig und haben mich zum Ball eingeladen — Gelegenheit finden, mit Ihnen über die Sache noch einmal zu sprechen und Ihnen dann unumwunden meine Ansicht mitzuteilen. Einstweilen will ich die Angelegenheiten Ihres Bräutigams sondieren. Bitte, wie heißt er?“

„Leo Walden.“

„Der Sohn des Obersten Baron Walden?“

„Ja.“

„Der jezt in Rottingbrunn reiten wird?“

Die Baronin nickte.

„Nun, das vereinfacht die Sache. Ich kenne den Baron noch aus frühester Kindheit, kenne die Familienverhältnisse genau. Er hat schon einmal meine Hilfe in Anspruch genommen. Es handelte sich um eine Geldoffäre. Da wird es mir nicht schwer sein, eine Klärung herbeizuführen.“

„Aber, lieber Doktor,“ bat die Baronin, „alles ist verloren, wenn Leo erfährt, daß ich hinter der Sache stehe. Ich glaube, er würde es mir nie verzeihen. Bitte, versprechen Sie mir strengstes Stillschweigen.“

„Seien Sie unbesorgt. Ich weiß, Leo ist sehr empfindlich, ein stolzer Junge, Kavaliervom Scheitel bis zur Sohle! Er wird gewiß nicht erfahren, daß Sie sich für ihn verwenden.“

„Ich danke Ihnen, lieber Doktor,“ sagte die Baronin und erhob sich. „Ich danke Ihnen tausendmal!“ Nun blickte ich doch etwas mutiger in die Zukunft.“

„Seien Sie überzeugt, liebes Kind,“ sagte der alte Advokat, indem er ihre Hand drückte, „daß ich für Leo und Sie alles tun werde, was ich tun kann.“

Die Baronin griff nach ihrer Tasche und entnahm ihr ein ziemlich umfangreiches Paket.

„Ich bitte Sie, lieber Doktor, möchten Sie dieses Paket einige Tage in Ihrer Kasse hier aufbewahren?“

„Sehr gern. Ich werde sofort eine Empfangsbescheinigung ausfertigen.“

„Das ist doch nicht nötig, unter so alten Freunden,“ bemerkte Mary.

„In geschäftlichen Dingen gibt's keine Freundschaft. Aber wie Sie wünschen,“ war die Antwort des Advokaten.

„Sie wundern sich vielleicht über meine Bitte,“ meinte Mary, „aber — es ist gestern bei uns eingebrochen worden.“

„Was?“

„Ja. Ich werde Ihnen schon Sonntag, wenn Sie zu uns hinauskommen, alles erzählen. Wissen Sie, das schwarze Verlenhalsband wurde gestohlen!“

Der Doktor fuhr kitzengerade auf.

„Das Verlenhalsband?!“ wiederholte er. „Das ist doch zu merkwürdig! . . . Sollte da ein Zusammenh. . . Aber nein! Wo denk' ich denn hin! Das ist ja Unsinn! Das ist ja nur Zufall! Wissen Sie — es ist — Doktor Hoffmann zwang sich zu einem Lachen; „es ist so merkwürdig: Sie erzählen von dem Diebstahl des Schmuckes und gerade nach diesem Schmud hat man sich vor ein paar Tagen bei mir erkundigt!“

„Wer war das?“

„Baronin, das können Sie von mir nicht verlangen. Ich bin Advokat. Wenn ich auch Ihr Freund bin — und dann — es wird ja zweifellos nur ein Zufall sein!“

„Wenn es aber feiner wäre?“

„Seien Sie überzeugt, liebes Kind, wenn ich Berechtigung zu dieser Annahme finde, werde ich Sie ohne Zögern warnen.“

## VIII.

„Also, Brandtner, wie denken Sie über den Fall?“

Der Agent, ein noch junger Mann, blickte mit scharfen, klugen Augen den Vorgesetzten an und antwortete zögernd: „Was wir bis jetzt herausbekommen haben, läßt noch gar keine Annahme zu. Der Bursch und das Mädel scheinen tadellos zu sein. Als wir sie unten im Park auf der Bank trafen, waren sie wohl verwirrt, aber keineswegs von jener Angst und Aufregung ergriffen, die man bei Schuldigen sieht. Sie folgten uns ohne Ausflüchte, ohne Widerstand und baten nur, ja dem alten Herrn nicht zu verraten, daß sie im Park angegriffen wurden.“

„So, so . . . Nun, wir werden ja sehen. Bringen Sie mir den Burschen her.“

Nach wenigen Minuten erschien Thomas Kofwiegier im Zimmer des Kommissärs. Doktor Burmser fragte ihn zunächst über Milli aus.

„Das ist a so, Herr Doktor: Die Milli und i san G'schwisterrinder und aus 'm selben Ort. Mir kennen uns, wie m'r no beide ganz klein war'n. Mir san mitanand in d' Schul' gangen.“

Sie wußten also, als Sie hierher kamen, daß Sie die Milli treffen werden?“

„Na, seit i beim Herrn Oberleutnant bin, hab' i von ihr nix g'hört. G'schrieb'n hab'n m'r uns nia nüt.“

„Also eine zufällige Begegnung?“

„Gestern Mittag, beim Essen, hab' i s' wieder g'seh'n. Milli — ruf i, — bist Du's, die Kofwiegier Milli? — Freilich, Thomas! sagt sie.“

„Na und beim Essen hab'n m'r halt a bißl g'red't mitanand und dann hab' i der Milli g'sagt, sie soll am Nachmittag in 'n Stall abkommen. Na, hat sie g'antwort', am Tag hab' i la Zeit!“

„Und sie bestellte Sie am Abend in den Garten, nicht wahr?“

„Ja,“ antwortete Thomas. „Sie hat g'sagt: Du mußt warten, bis die Herrschaften schlafen geh'n. Früher hab' ich la Zeit. Dann komm' nach rückwärts in 'n Park, da können wir uns ausplauschen.“

„Sagen Sie, Kofwiegier, hat die Milli nicht von einem Schmud gesprochen?“ fragte der Kommissär und blickte dabei Thomas scharf an.

„Von an Schmud? Von was für an Schmud?“ fragte der Bursch verwundert.

„Hat sie Ihnen nicht erzählt, daß sich die Frau Baronin aus der Stadt eine Kassetten holen ließ?“

„Na Wort! Wir habn von z' Haus g'red't.“

„Um wie viel Uhr war das?“

„Es war um a halber elfe. I schau ins Zimmer zum Herrn Oberleutnant, weil er im Park spazieren gangen is, und hab' mir denk', jezt is die beste Zeit. . . . Jezt brauch' Dich der Herr Oberleutnant nüt, denn jezt dauert's a Weil', bis er zurückkommt. Man hört Dich nüt, finster is's a schon, vielleicht trifft die Milli jezt.“

„Welchen Weg nahmen Sie?“

„Reben dem Haus bin i halt hergangen.“

„Standen damals alle Fenster noch offen?“

„Ja freilich, d' Fenster waren alle der Reih' nach offen.“

„Und überall war es finster?“

„Na. Im Zimmer von der Frau Baronin hat no a Licht brennt. Da hab' i mir denk', jezt wart' halt, lang wird's nimmer dauern, und i bin halt auf und ab gangen. Na dann is's finster word'n bei der Frau Baronin und d' Milli is auferkommen zu mir.“

„Was geschah dann?“ fragte Doktor Burmser.

„No, a Weil' san m'r auf und ab gangen mitanand, dann is jemand kummen und die Milli hat mi in 'n Park hineinzog'n.“

„Warum?“

„Weißt,“ hat s' g'sagt, „g'seh'n dürfen m'r nüt werd'n. Sonst glaubt der gnä Herr, mir hab'n was mitanand und jagt mi glei davon. Später haben uns dann die Herren unten g'funden.“

Doktor Burmser überlegte einen Augenblick und fragte den Burschen:

„Warum sind Sie denn nicht einfach zurückgegangen in Ihr Zimmer?“

„Die Türen waren ja g'sperrt. Und bei die Fenster war Licht. I hab' mi vorg'schlichen und hab' fremde Herren und den alten Herrn Baron g'seh'n. Da is der Milli der Schred in alle Glieder g'fahr'n. Sie hat g'meint: Jezt mußt D' warten, bis wieder alle ins Bett gehen! Da hab'n m'r uns halt unten versteckt im Park.“

Die Erzählung Kofwiegiers machte den Eindruck der Wahrheit.

Bevor der Kommissär Kofwiegier entließ, überflog er noch einmal die Aufzeichnungen, die er sich gemacht.

Und da fand er zwei Notizen verzeichnet: Die Baronin hatte erklärt, daß sie gegen elf Uhr Schritte vor dem Fenster vernommen und einen Mann plötzlich um die Ecke verschwinden sah. War das Kofwiegier gewesen? Oder jemand anderer?

Auch die Antwort auf eine zweite Frage mußte der Kommissär finden: Kofwiegier hatte angegeben, daß er, als er mit Milli vor dem Hause, also vor dem Fenster jenes Zimmers spazieren ging, in welches der Dieb eingedrungen war, von einem Manne gestört worden sei, worauf ihn Milli in den Park hinabgezogen habe. Wer war dieser Mann?

„Also, Sie, Kofwiegier, Sie erwähnten, daß im Zimmer der Frau Baronin Licht war, als Sie hinunterkamen?“

„Ja, Herr Kommissär.“

„Haben Sie die Frau Baronin selbst gesehen?“

„Ja, amal is s' zum Fenster kommen, aber nüt wegen mir.“

„Weshalb denn?“

„Ja, das is so,“ berichtete Thomas: „Alsdann, 's war Licht, wie i g'sagt hab', und i hab' warten wollen. Na und da hab' i mi unter die Bäum' g'stellt, weil i mir denk' hab', im Dunkeln kann Dich niemand seh'n. No und wie i da steh', da kummt auf amal aus dem Park a Herr herauf und geht neben die Fenster her, kummt zu dem Fenster neben der Frau Baronin ihrem Zimmer, bleibt dort steh'n und schaut eini.“

„Ah!“ entfuhr es unwillkürlich dem Polizeibeamten.

„Erinnern Sie sich an diesen Vorfall genau?“

(Fortsetzung folgt.)

# Der große Krieg.

Eine Chronik von Tag zu Tag.

Urkunden, Depeschen und Berichte der Frankfurter Zeitung. Alle 14 Tage ein Heft.

Preis 40 Pfennig das Heft

durch die Buchhandlungen, die Expedition und die Agenturen der Frankfurter Zeitung. Heft I und II sind bereits erschienen.

Mit dem Heft III beginnt die Veröffentlichung unseres reichen Materials an Karten und Planskizzen der Kriegsschauplätze und wichtigsten Einzelaktionen.

Im Abonnement portofrei zu beziehen unter Nachlieferung von Heft I und II zum Preise von

in Frankfurt a. M. . . . Mk. 2.70

in Deutschland . . . . . Mk. 3.—

für die ersten 6 Hefte.

Heft III erscheint Anfang Oktober mit farbigem Umschlag (Kriegsbild) von Josef Correggio.

Expedition der Frankfurter Zeitung, Frankfurt am Main.

# Die Schrecken des Krieges.



Durch Schrapnell's vernichtete feindliche Artillerie, die gegen uns in Feuerstellung gehen wollte.

## Eiserner Ring.

Dunkel breitet sich über das Kampffeld,  
 Schrapnell hat ausgefimmt, Haubitz ausgebrüllt.  
 Lebende schlafen wie tot zwischen Toten,  
 Feldgrau breitet sich auf die roten  
 blutfarbenen Uniformen der Feinde . . . Stumm  
 stehn die Geschütze mit schwarzen Mäulern herum,  
 und in Pyramiden viel Gewehre;  
 daneben Haufen von Bajonetten, Patronentaschen, Prooiant,  
 mitten drin ein blutiges Fahnenband —  
 Band der Ehre, —  
 Reiterlanzen, Karabiner, zu Boden gefallen . . .  
 Schwer lasten Todesdunkel und Schlaf auf allen.  
 Gähle schnauben irgendwo noch von ferne.  
 In der aufgetrissenen, nassen Wagenspur  
 spiegeln sich Sterne.

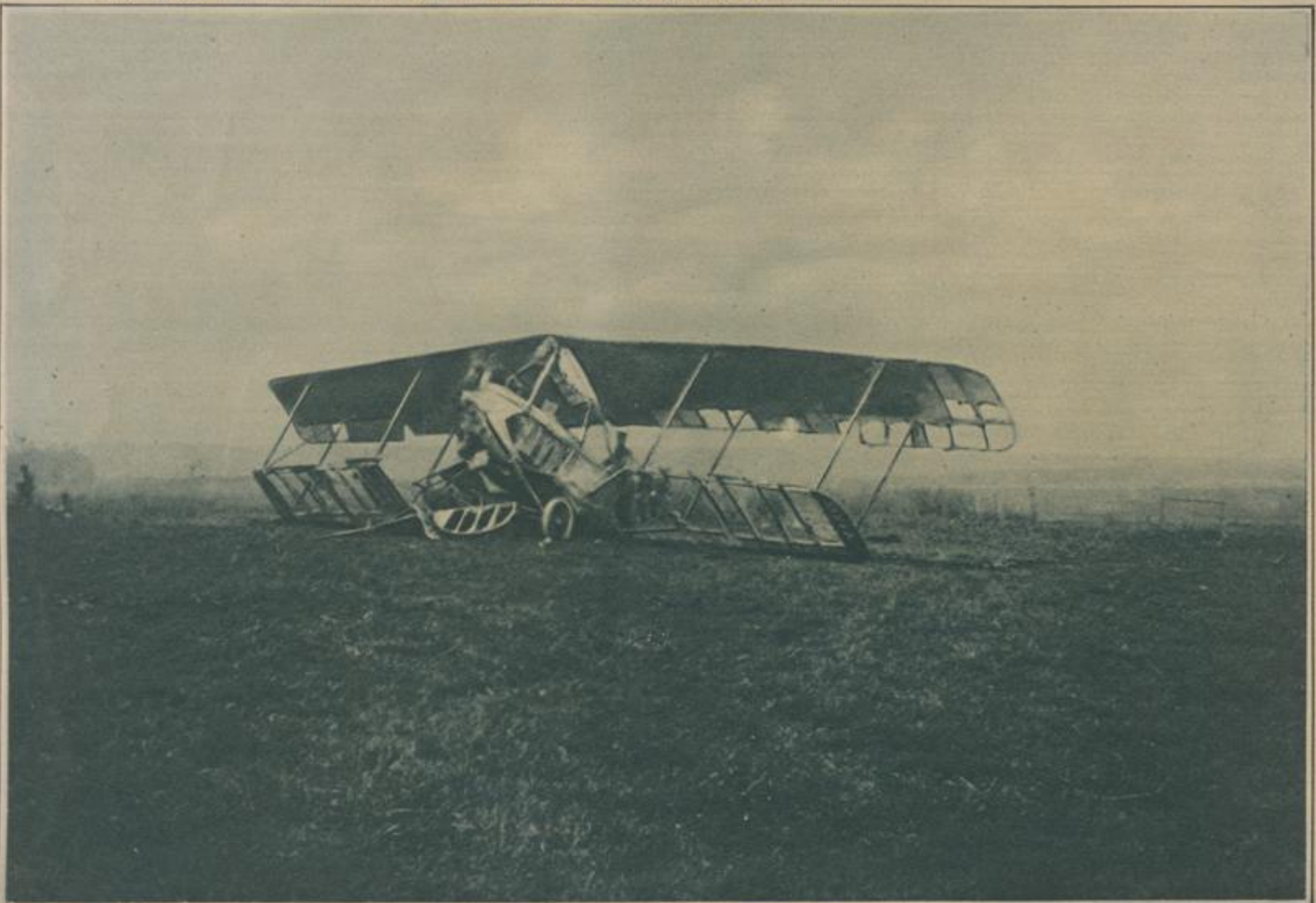
\*

Langsam hebt sich ein Wind,  
 stetig wächst sein Gebraus;  
 über den schwarzen Wald, über die Felder es rinnt,  
 löscht das Funkeln der Himmelslichter aus.  
 Schottenhaft schwebt es heran,  
 Geister der Toten, sie gleiten herbei,  
 aus Wiese, Wasser und Tann.  
 Raunend heben sie an,  
 langsam schwillt es zum Schrei:  
 Zieht den Ring, den eisernen Ring  
 ohne Säumen!  
 Unser Blut,  
 unser Opfer, all unser Träumen  
 ohne Wert sonst in den Tiefen ruht.  
 Brüder sinkt,  
 schmiedet den Ring, den eisernen Ring!

\*

Die Morgennebel steigen schon.  
 Am Fluß die Pioniere  
 schlagen den Brückenponton.  
 Nun schwand die Ruh' der Erde.  
 Kanonen brüllen ihren Donnergefang,  
 Maschinengewehrknattern, Wiehern der Pferde . . .  
 Eiserne Rosse ziehen auf eisernem Strang  
 Truppen, Truppen . . . stehn auf den Winde. —  
 Es wächst der Tag.  
 Durchdröhnt vom Hammer Schlag  
 am eisernen Ring.

Turbo.



Heruntergeschossener französischer Aeroplan.



Feldgeschütz an der Maas in Feuerstellung.



Vieh flüchtet aus einem brennenden Dorf.



# Deutsche Mode.

## Modebrief.

Während draußen an den Grenzen der Krieg von allen Seiten tobt, bereitet sich eine große Zahl unserer heranwachsenden Mädchen vor, in den Ernst des Lebens einzutreten. Soll jedes junge Mädchen ganz gleich aus welchen Verhältnissen, zu einem brauchbaren Menschen herangebildet werden, um für alle Eventualitäten gerüstet zu sein, so hat sich die Zahl derjenigen, die einen Beruf ergreifen müssen, durch die bittersten Zeiten, in denen wir leben, bedeutend vergrößert.

Der Schule und damit der Kindheit entwachsen, benötigt das junge Mädchen neuer Garderobe, die naturgemäß der herrschenden Zeit angepasst sein muß. Aller unnötige Tand, mit dem sich unsere Jugend leider nur gar zu gern schmückt, muß fallen.

Sollte schon zu Friedenszeiten die Kleidung des jungen Mädchens schlicht und einfach sein, da ja seine Jugend der schönste Schmuck ist, so sollte dies ganz besonders in der jetzigen Zeit der Fall sein, wo es zudem in Vergriffen steht, in die Reihen der Erwachsenen einzutreten.

Bereits in den letzten Monaten, besonders aber seit Ausbruch des Krieges, ist der Wunsch nach einer deutschen Mode laut geworden. So sehr auch wir dies begrüßen, möchten wir doch vor Ueberredungen warnen, damit wir nicht in dem Bestreben, etwas anderes zu bieten, in Extreme fallen. Eine neue Mode-richtung muß sich stets auf dem Vorhergehenden aufbauen, und sie tat es auch, obgleich dem Laien so manche „Neuheit“ überraschend kam. Was wir vor allem meiden müssen, sind Auswüchse in der Mode, und was wir beachten müssen, ist, daß wir unsere Kleidung unserer Persönlichkeit anpassen und nicht etwas tragen, nur weil es die andere auch trägt. Dies gilt auch für unsere Jugend, von der wir allerdings noch nicht soviel eigenes Urteil erwarten können, die sich aber dafür belehren lassen sollte. Wenn ein junges Mädchen mit kurzer, voller Figur eine der weiten Simonoblußen tragen will, nur weil es die große, schlanke Freundin auch trägt, so ist dies falsch. Sie muß eine schlanke Form mit eingefestem Ärmel vorziehen, die allerdings ihre Freundin nicht kleiden würde. Das neue, satte Rot, das uns

an rote Rüben erinnert, ist eine Farbe, die auch den Blondinen sehr lieblich ist. Um das düstere Schwarz des Konfirmationskleides nach der Feier zu beleben, gefallen wir ihm als Garnitur, etwa den Gürtel, ein kräftiges Mau, das von der Mode bevorzugt wird und außerdem die Gesichtsfarbe vorteilhaft heben kann. Unter den Vollstoffen steht Tuch, dem sich Samt gefellt, obenan; letzteres eignet sich besonders für junge Mädchen. P. Gr.

Nr. 2746. Kleid mit Trägerrod für junge Mädchen. Eine leidliche und praktische Mode für junge Mädchen bilden die Träger- röße, die durch eine schlichte Bluse ergänzt werden. An unserer Vorlage ergaben schwarzer Cheviot und weiße Pongeeide das Material. Der

Kod setzt sich aus drei Bahnen zusammen, die vorn linksseitlich Knopfschluß erhalten. Nebereinstimmend schließt ebenfalls hier der niederrartige Taillenteil, dessen oberer Rand geschweift ist. Die über die Schulter greifenden Träger sind pattenartig zugespitzt. Träger und Taillenteile erhalten Futter. Man stept den Kod der Taille auf und bedt den Ansatz durch den ebenfalls aufgesteppten Gürtel. Die Bluse zeigt vorn eine doppelte Quetschfalte in Breite des Ausschnittes; hieran fügt sich ein schmaler Hoblstragen. Ange schnittene Blusenärmel mit So- lant. Erforderliches Material: etwa 2,50 Meter Cheviot, 1,20 Meter breit und 2,50 Meter Seide, 70 Zentimeter breit.

Nr. 2747. Jadenkleid mit halblangem Schöß. Das leid- liche Motiv besteht aus einem Vierbahnenrod und der halblan- gen Schößjude. Die Taillen- teile sind vorn von der Schulter aus in eine Falte geordnet, die sich auf dem nach hinten sich verlängernden Schöß fortsetzen. Ein aufgesetzter Gürtel bedt den Ansatz des Schößes an die Taillenteile. Breit übergreifender Schluß. Rod hinten hoch auf- steigender Umlegestragen. Lange, enge Ärmel mit Manschettens- aufschlag. Erforderlich. Material: etwa 9 Meter Samt, 45 Ztm. breit.

Nr. 2748. Kleid mit Schöß- taile für junge Mädchen. In dunkelfarbigen Wolllanit er- gaben gleichfarbige Seide und einige Nierknöpfe das Material. Ueber einen Zweibahnenrod fällt der halblange, etwas rund geschnittene Schöß, der gleich dem Rod vorn schließt. Den Schluß begleitet je ein schmales Seidenrollchen. Den gleichen Schluß zielt die Taille, die blas- fenartig arrangiert ist. Man- schettenaufschlag und Falten- gürtel aus Seide. Lay neßt Siehstragen aus Tüll. Erfor- derliches Material: etwa 1,50 Meter Stoff, 1,10 Meter breit.



Nr. 2746.

Nr. 2747.

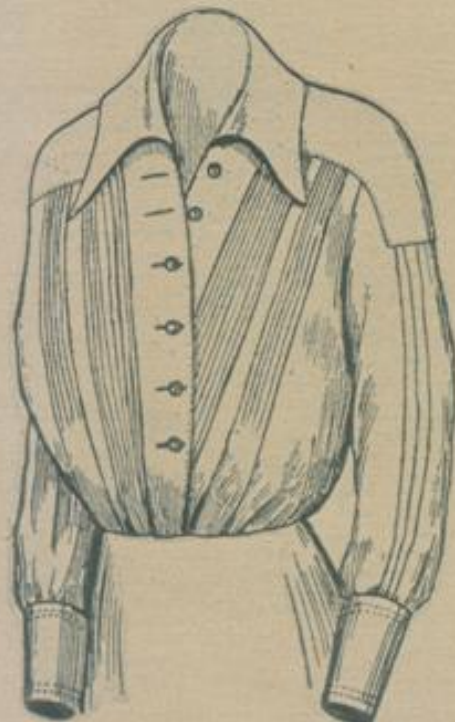
Nr. 2748.

## Neue Blusen für junge Mädchen.

Die lieblichste Mode für die heranwachsende Jugend sind und bleiben die Blusen, die den jugendlichen Körper einhüllen, ohne ihn allzusehr zu belasten. Allerdings muß die Unterkleidung entsprechend gewählt sein; auch sie darf nicht zu anliegend sein, sobald es sich um einen noch unentwickelten Körper handelt. Es sei auch hier wieder darauf aufmerksam gemacht, daß farbige Bänder an den Untertaillen auf alle Fälle zu vermeiden sind, sobald eine durchsichtige Bluse darüber getragen wird. Abgesehen von der augenblicklichen ersten Zeit entspricht es nicht dem Taktgefühl der korrekt denkenden Frau. Man will doch mit den farbigen Bändern die Aufmerksamkeit der anderen darauf lenken, und das tut man nicht.

Nr. 2749. Bluse mit Achselstück und Säumchen. Für die Bluse aus weichem Boile wurden die Borderteile in je zwei Gruppen schmaler Säumchen abgenäht; der Rückenteil erhält eine Säumchengruppe in seiner Mitte. Für den Schluß werden die vorderen Längsränder gedoppelt und mit Knöpfen und Knopflöchern versehen. Das glatte Achselstück greift etwas auf den Ärmel über, der ebenfalls in einige Säumchen gesteppt ist, und dessen unterer Rand in eine Manschette aus doppeltem Stoff tritt. Ebenfalls über Umlegestragen. Erforderliches Material: etwa 1,75 Meter Stoff, 1,10 Meter breit.

Nr. 2750. Bluse mit Raglanärmel und Säumchengarnitur. Hellfarbige Pongeeide bildet das Material unserer Vorlage. Die Borderteile sind in ganzer Breite in auspringende Säumchen gesteppt, der Rückenteil ist leicht eingereicht. Sie treten unter den Raglanärmel, der bis zum Halsanschnitt reicht und schmal aufgesteppt wird. Vorn ergänzt den Ärmel ein doppeltes Bündchen. Für den Schluß ist der vordere Längsrand in einen doppelten Streifen gefalt, der aufgesteppt ist. Nierknöpfe. Umlegestragen und kleine Revers aus doppeltem Stoff. Erforderliches Material: etwa 3 Meter Seide, 60 Zentimeter breit.



Nr. 2749.



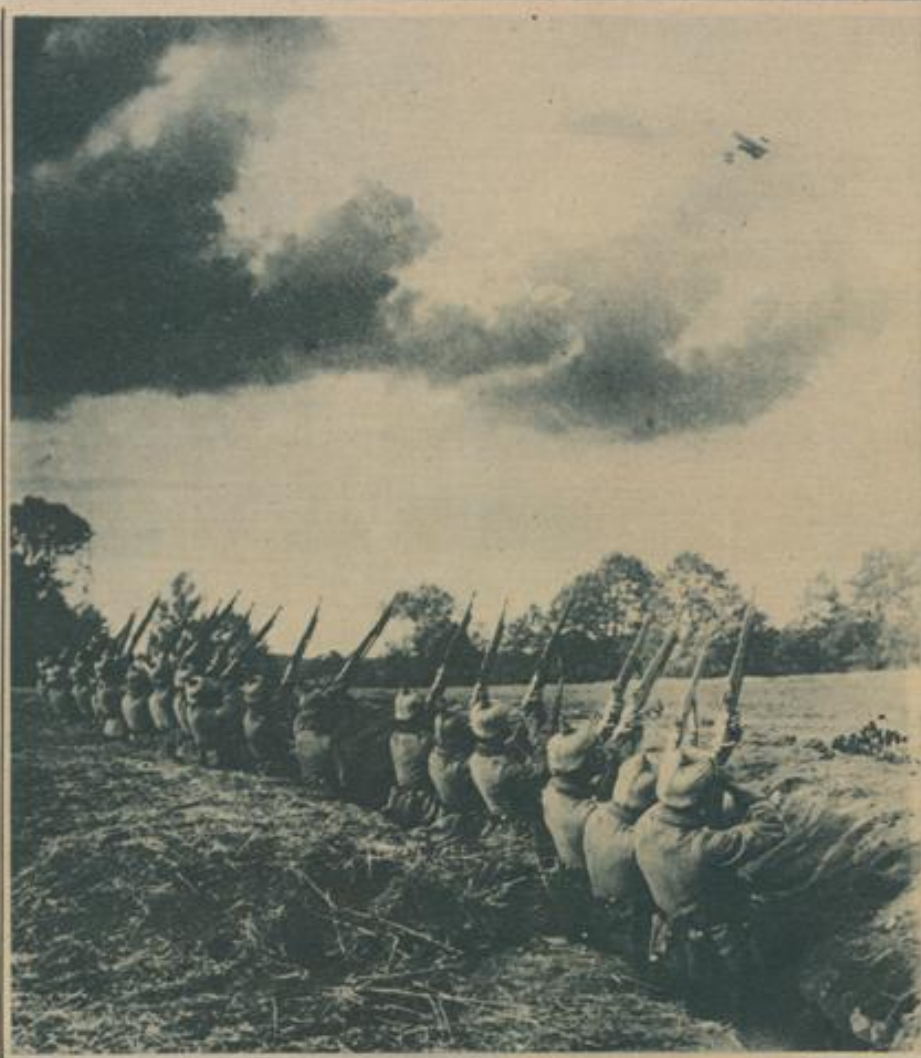
Nr. 2750.



Phot. Gebr. Gollak, Bonn a. Rh.  
**Oberst Wilhelm,**  
Kommandeur des 2. Nass. Feldart.-Regts. Nr. 63  
starb den Heldentod fürs Vaterland.



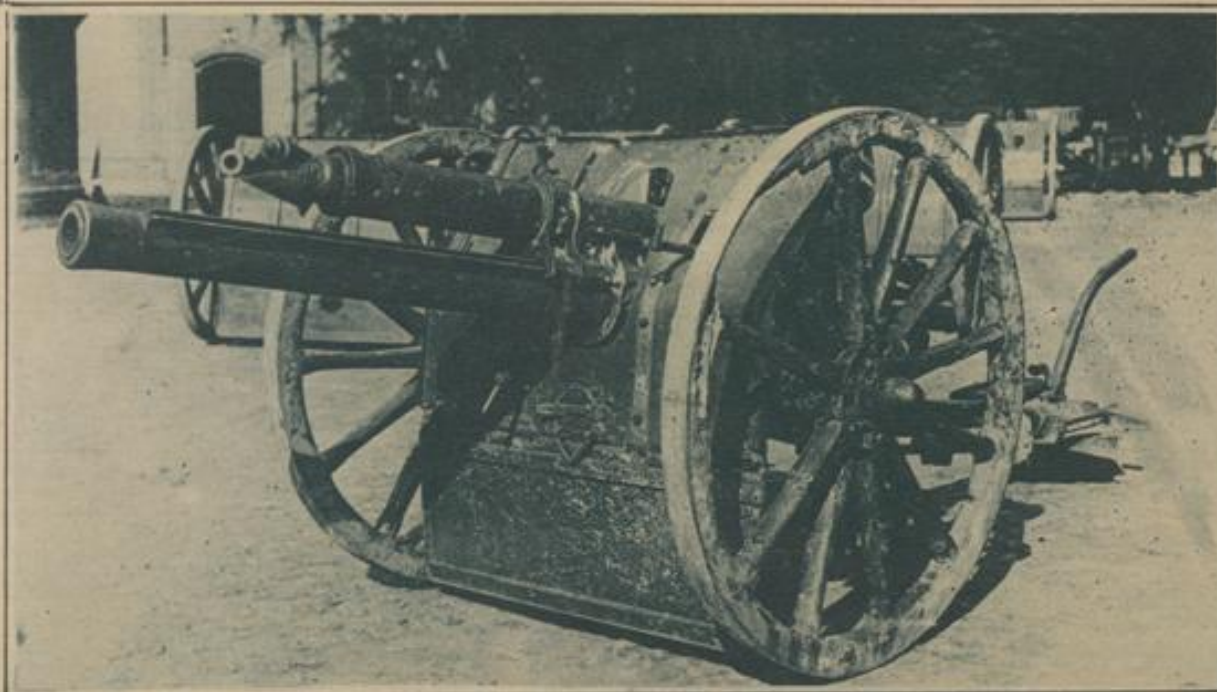
Phot. Voehlmann, München.  
**Das Fünfmärkstück als Lebensretter.**  
Durch das im Brustbeutel angeschossene Fünf- und  
Dreimärkstück wurde dem Gefreiten Gottbehüt in  
dem Gefecht bei Kraifontaine am 15. September  
das Leben gerettet.



Phot. G. Veninghoben, Berlin-Friedenau.  
**Infanterie beschleht im Osten einen russischen Aeroplan.**



Illust.-Photoverlag, Berlin.  
**Ostpreussische Bäuerin am Bahnhof Friedrich-  
straße in Berlin.**



Illust.-Photoverlag, Berlin.  
**Ein in den letzten Kämpfen erbeutetes, stark beschädigtes englisches Geschütz.**

Fran- zösische

Flieger- pfeile



Phot. W. Proemer, Berlin SW  
**Abendstimmung auf einem Schlachtfeld im Westen.**  
Eine von Soldaten bewachte Straße führt durch den Kampfplatz.



**Der Bürgermeister von Brüssel,  
Max,** der die Geduld der deutschen  
Behörden bisweilen auf eine harte  
Probe stellte.